



Die Wiederbegrünung Libyens am Beginn des 20. Jahrhunderts

Henning Sievert ist an der Abteilung Islamwissenschaft am Asien-Orient-Institut der Universität Zürich tätig. Sein Hauptarbeitsgebiet ist die arabische und osmanische Geschichte der Neuzeit.

Tripolitanien und die Cyrenaica waren in der Antike Teil der phönizischen, karthagischen, griechischen und römischen Mittelmeerwelt. Angesichts eindrucksvoller Überreste grosser Städte, weiträumiger Bewässerung und Besiedlung fragten sich die meisten Besucher seit dem 19. Jahrhundert, warum diese so offensichtlich einst grössere Ausdehnung der „Zivilisation“ oder zumindest des Ackerbodens zurückgegangen war und ob dieser Vorgang umgekehrt werden könnte, um buchstäblich die Wüste ergrünen zu lassen. Die unter westeuropäischen Reisenden übliche Orientierung am klassischen Altertum griffen osmanische Autoren auf und entnahmen meist französischsprachiger Literatur, dass Tripolitanien und die Cyrenaica zu den Kornkammern des Römischen Reiches gehört hatten. Der glorreichen Vergangenheit stellten viele den armseligen Zustand ihrer eigenen Tage gegenüber und träumten von blühenden Landschaften der Zukunft.

Nordafrika war zu römischer Zeit das Hauptjagdgebiet zur Beschaffung von Grosstieren wie Elefanten, Nashörnern, Leoparden, Löwen oder Büffeln gewesen, vor allem für die allseits beliebten blutigen Spektakel in den Amphitheatern. Vieles spricht dafür, dass solche Tiere in Nordafrika vom Menschen ausgerottet wurden, doch die Gewichtung der Ursachen für den Rückgang des Ackerbaus ist weniger klar. Das damalige Klima unterschied sich vom heutigen wahrscheinlich wenig, aber das ökologisch marginale Wüstenrandgebiet reagierte empfindlich auf menschliche Eingriffe oder natürliche Schwankungen. Ackerbau in grossem Stil wurde in römischer Zeit durch aufwendige Bewässerungs- und Speichersysteme ermöglicht, deren Verfall zur Desertifikation beitrug.

Osmanische und westliche Autoren des 19.-20. Jahrhunderts machten die Einwohner für die Vernachlässigung des Feld- und Gartenbaus verantwortlich. Wie im Irak und in Syrien wiesen

sie darauf hin, dass heutiges Ödland einst blühendes Ackerland gewesen und Nomaden mit ihren Herden für den Verfall der Landwirtschaft verantwortlich seien. Waren Desertifikation und Vernachlässigung menschengemacht, brauchte man folglich nur den Willen und die richtigen Mittel, um sie zu überwinden. Als Schuldige wurden in arabischen und türkischen Texten um 1900 oft die arabischen Beduinenkonföderationen der Banū Hilāl und Banū Sulaym identifiziert, die im 11. Jahrhundert einwanderten.

Die Einwanderung der Banū Hilāl, die laut Ibn Ḥaldūn „wie ein Heuschreckenschwarm“ eingefallen seien, ist sicher nicht allein verantwortlich zu machen, denn seit spätrömischer Zeit wurden in Nordafrika bereits Städte aufgegeben. Dagegen sah der aus dem libyschen Hums stammende Publizist und Politiker Maḥmūd Nācī (Balkış, 1873-1959) anstelle der Banū Hilāl die auch in der westlichen Literatur der Zeit sprichwörtliche Zerstörungswut der Vandalen am Werke. Trotz dieser Entlastung der Beduinen bleibt die Ursache für den Verfall der Landwirtschaft dieselbe (einschliesslich des Heuschreckenvergleichs), nämlich die Zerstörung durch einwandernde Barbaren.

Der wegen oppositioneller Umtriebe nach Tripolitanien strafversetzte Kavallerieoffizier ‘Abdülkādīr Cāmī (Baykurt, 1878-1949) beschrieb ähnlich wie Nācī die grandiosen Spuren einstiger Besiedlung, die teils einsam in der Ödnis, teils direkt neben bestehenden Ortschaften lagen. Bisweilen betätigte Cāmī sich gemeinsam mit dem durchreisenden britischen Kolonialbeamten Hanns Vischer (einem gebürtigen Basler, 1876-1945) als Hobbyarchäologe, wobei er den Ruinen römischer Speicher- und Bewässerungsanlagen besondere Aufmerksamkeit schenkte, die trotz des Wassermangels ausgedehnten Ackerbau ermöglicht hätten.



Beide, Cāmī und Nācī, veröffentlichten landeskundliche Bücher, während sie 1908-12 als Abgeordnete für den Fezzan bzw. Tripolis im osmanischen Parlament sassen. Daher sind diese Schriften auch als politische Äusserungen zu lesen, die am krisengeschüttelten Beginn des 20. Jahrhunderts die öffentliche Aufmerksamkeit auf die libyschen Provinzen lenken sollten. Die Abgeordneten sahen ihre Aufgabe nämlich darin, das brachliegende Potenzial ihrer Heimatregionen mithilfe staatlicher Förderung zum allgemeinen Nutzen zu entfalten.

Auf Türkisch schreibende Autoren beklagten weit mehr als arabischsprachige die „Vernachlässigung“ des Landes seitens der Zentralregierung. Die Beschreibung antiker Siedlungsreste und der Ruinen von Bewässerungsanlagen diene als Kontrastfolie, um das ungenutzte Potenzial des Landes umso stärker hervorzuheben. Dabei handelte es sich nicht nur um eine rhetorische Strategie, denn der Schritt zu praktischen Handlungsempfehlungen war nicht weit.

Manche Autoren schlugen vor, neue Wassernutzungssysteme nach antikem Vorbild zu errichten, alte Zisternen instandzusetzen, Bewässerungsanlagen und Dämme wieder aufzubauen. Man experimentierte mit der Ausweitung und Professionalisierung des heimischen Obstanbaus, oder auch mit neuen Kulturen wie Seidenraupenzucht oder Kaffee, was meist daran scheiterte, dass kein qualifiziertes Personal zu finden war und die lokalen Beduinen wenig Sinn für derartige Vorhaben hatten. Für grossangelegte agrarische Aufbauprojekte fehlte der überschuldeten osmanischen Regierung jedoch schlicht das Geld.

Die meisten osmanischen Autoren landeskundlicher Schriften und interner Memoranden der Verwaltung gaben zu, dass noch so fruchtbare Böden wenig halfen, wenn der Regen nicht zur richtigen Zeit fiel. Andere waren optimistischer; so pries Maḥmūd Nācī die Qualität der vorhandenen Obstsorten (Melonen, Weintrauben, Datteln, Feigen, Oliven), die obendrein früher reiften als Früchte in Südeuropa. Der Wein stehe geschmacklich und im Alkoholgehalt nicht hinter dem von Marseille zurück, man exportiere bereits Gerste zur Bierproduktion nach London, und gäbe es das von der internationalen Schuldenverwaltung

kontrollierte Tabakmonopol nicht, wäre auch der Tabakanbau lukrativ.

Nach Nācī lagen die Gründe für die wirtschaftliche Rückständigkeit in der geringen Bevölkerungsdichte, im Fehlen von Wasser und Agrargerät, im Mangel an Fleiss, Planung und Beharrlichkeit. Vor allem aber kritisierte er die Fahrlässigkeit der Provinzregierung ebenso scharf wie die Gleichgültigkeit Istanbuls, um Unterstützung für seine Heimatprovinz und seinen Wahlkreis zu gewinnen. Ähnliche Vorwürfe der Vernachlässigung wurden in Zeitungen und in schriftlichen Beschwerden erhoben, die Untertanen bei den Behörden einreichten. Auch diese waren keine schlichten Tatsachenbeschreibungen, sondern sie hingen mit den politischen Zielen der Autoren zusammen, was allerdings manche späteren Kommentatoren nicht davon abhielt, die Rhetorik für bare Münze zu nehmen.

Die Klage über Vernachlässigung und der Ruf nach Abhilfe bezogen sich auf das Versprechen des Fortschritts, denn der osmanische Reformstaat seit Mitte des 19. Jahrhunderts verlangte seinen Untertanen mehr Loyalität, Dienste, Abgaben und Disziplin ab, als es das Ancien Régime je getan hatte. Dafür versprach er aber auch mehr, nämlich Teilhabe an Fortschritt und Zivilisation. Dies kennzeichnete im 19. und 20. Jahrhundert Nationalstaaten ebenso wie Kolonialreiche, aber im Unterschied etwa zu Italien versprach das Osmanische Reich den nordafrikanischen Untertanen eine Zivilisierung unter islamischen Vorzeichen. Dies war für Muslime zweifellos attraktiv, und zwar vor allem dann, wenn dieses Versprechen tatsächlich eingelöst wurde.

Für alle Missstände konnte man nach dem Regimewechsel von 1908 und der Wiedereinsetzung der osmanischen Verfassung bequem die autokratische Herrschaft ‘Abdülhamīds II. (reg. 1876-1909) verantwortlich machen. Das genügte allerdings nicht, um das Land an den begehrten Segnungen der Zivilisation teilhaben zu lassen – obwohl die osmanische Verwaltung angesichts der schwierigen Bedingungen und der Geldnot des seit 1875 bankrotten Reiches erstaunlich viel aufbauen konnte.

Die Klagen über das so augenfällig brachliegende Potenzial des Landes griffen Vertreter der italienischen Koloniallobby dankbar auf und verbanden sie mit rassistischen Klischees von



orientalischer Lethargie, arabischem Nomadengeist und türkischer Korruption. Auch sie machten die Einwohner Libyens für den Verfall einstiger Blüte und das Ausbleiben des Fortschritts verantwortlich. Während aber osmanische Autoren wie Nācī und Cāmī in nationalistischer Diktion auf Volksbildung und staatliches Eingreifen setzten, um die Bevölkerung zu erziehen, sahen italienische Befürworter der Kolonisierung eine solche Absicht als grundsätzlich vergebens an. Vielmehr bestehe die einzige Lösung in der Rückkehr der Römer. Damit konnten selbstverständlich nur die Italiener gemeint sein, die – statt in die Neue Welt oder ins französische Nordafrika auszuwandern – Tripolitaniens und die Cyrenaica unter der Herrschaft Roms wieder zu alter Grösse führen und die Wüste begrünen sollten. Das italienische Engagement in Libyen war innenpolitisch von Anfang an hoch umstritten und verlief lange Zeit überaus widersprüchlich, aber spätestens seit der faschistischen Machtübernahme war klar, dass in dieser Zivilisierungsperspektive die Libyer nicht vorgesehen waren.

Die Koloniallobbyisten gingen ebenfalls von der Voraussetzung aus, dass das agrarische Potenzial Libyens nur darauf warte, entfaltet zu werden, doch kann sich der heutige Leser bisweilen des Eindrucks nicht erwehren, dass sie von ihrer eigenen Propaganda überwältigt wurden. Manche stilisierten ganz Libyen zu einem Eldorado der Fruchtbarkeit, mindestens aber die Böden des cyrenäischen Berglandes zu den besten der Welt, während die Wüste Tripolitaniens

lediglich durch Vernachlässigung und menschliches Fehlverhalten entstanden sei.

Vor diesem Hintergrund standen die nach Libyen entsandten Expertenkommissionen unter erheblichem politischem Druck: Eine skeptische Beurteilung wäre für die Regierung in Rom nicht mehr akzeptabel gewesen, die ja den unerwartet blutigen und kostspieligen Erwerb der Kolonien mit deren hohem Wert für die Nation rechtfertigen musste. Daher versicherten die Fachleute selbst bei eigentlich wenig ermutigenden Einschätzungen stets, dass das Land ein enormes Potenzial besitze und in italienischer Hand eine grosse Zukunft habe. Ab den 1920er und vor allem in den 1930er Jahren investierte die italienische Kolonialregierung hohe Summen mit gemischtem Erfolg und ohne Rücksicht auf die Einheimischen in Agrarkolonisierung und Infrastruktur, die vielfach schon während des Zweiten Weltkrieges wieder zerstört wurde.

Bei Erlangung der Unabhängigkeit 1951 war der neue Staat Libyen – nach Kriegen und kriegsähnlichen Zuständen 1911-31 und 1940-43 – eines der ärmsten Länder der Welt. Es war abhängig von britischen und US-amerikanischen Subsidien und exportierte allenfalls den Schrott der Panzerschlachten des Zweiten Weltkrieges. Auf Träume von einer Begrünung der Wüste wurde zunächst verzichtet, bis mit der Entdeckung der Ölvorkommen ein neues Zeitalter anbrach und in den 1980er Jahren sogar die Begrünungsidee megalomanisch transformiert als „Grosser Künstlicher Fluss“ zurückkehrte.

La création d'espaces verts en Libye au début du XX^e siècle (Henning Sievert)

Du temps des Romains, la Libye n'était pas seulement le « grenier à blé » de l'Empire, mais aussi le terrain de chasse par excellence des grands animaux. Conformément aux rapports qu'entretenaient les Européens avec l'Antiquité, plusieurs auteurs de l'Empire ottoman – tels que Maḥmūd Nācī (Balkış, 1873-1959) et 'Abdülkādīr Cāmī (Baykurt, 1878-1949), membres du Parlement ottoman entre 1908 et 1912 – ont également thématiqué dans leurs écrits le passé du désert libyen à l'époque romaine. Les vestiges de villes et de larges systèmes d'irrigation dans des lieux désormais désertiques témoignaient de la grandeur et de la gloire d'un désert romain, jadis plein d'espaces verts. Or, face à l'état déplorable du désert libyen de son temps, Nācī dénonçait avant tout la négligence des autorités locales et le peu d'intérêt que le gouvernement à Istanbul portait à l'égard de ses provinces périphériques. En effet, l'Empire ottoman, engagé depuis le milieu du IX^e siècle dans de multiples processus de réformation, promettait à ses sujets un partage des fruits de sa politique de développement en contrepartie de leur loyauté, services, tributs et discipline. Il est évident que, dans un tel contexte, des auteurs politiquement engagés pouvaient faire usage de l'idée d'un « énorme potentiel économique non-utilisé » – qu'il soit justifié ou non – de la Libye pour s'assurer l'attention d'Istanbul. De telle manière qu'un peu plus tard, les colonisateurs italiens se servirent du même argument (la splendeur romaine passée) pour justifier la présence renouvelée de « Rome » en terres libyennes.